

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 78. Bromberg, den 5. April 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dazu schien dem Kapitän aber doch der Mut zu fehlen, oder er sah ein, daß Widerstand zwecklos war. Er ließ die Pinasse dicht herankommen, während an Deck nur er selbst und einige Schwarze, die das Segel einzogen, um das Schrammen des Schiffes auf den Korallen zu vermindern, zu sehen waren.

Mit einem kühnen Satz schwang sich Ebersstein an Bord des Kutters, gefolgt von Ralph und einigen Matrosen.

Der Kapitän hatte sich auf eine leere Tonne gesetzt, und sah die Eindringlinge scheinbar ruhig an. Aber sein Gesicht war rot vor Wut und dicke Zornesadern standen auf seiner Stirn.

Ebersstein warf einen Blick über Deck. Es war ein altes Fahrzeug, gut für Küstenfahrten, schmutzig und verkommen. Die See platschte über die niedrige Reeling.

„Wollen Sie uns nun Auskunft geben, warum Sie unsere Signale nicht beachtet haben?" fragte Ebersstein, den Einarmigen nicht aus den Augen lassend.

Der Angeredete spuckte statt aller Antwort über Bord, dann begann er sich seine Pfeife zu stopfen. „Sie werden mir den Schaden ersetzen", brummte er gehässig. „Ich werde Sie haftbar machen!"

Ralph trat zu Ebersstein. „Üble Geschichte, was machen wir nun?" Er sprach deutsch, in der Voraussetzung, daß ihn so der Kapitän nicht verstehen würde.

„Behalten Sie den Mann im Auge, ich werde mal sehen, was der Kutter für Ladung führt." Er wandte sich der Kajüte zu.

Der Kapitän sprang heftig auf. „Keinen Schritt weiter, oder ich schieße!"

Dumpfe Schläge wurden gegen die Tür der unter Deck liegenden Kajüte geführt. Es klang, als ob Menschen sich dort mit aller Kraft befreien wollten.

„Sie haben Eingeborene an Bord, die Sie mit Gewalt festhalten."

„Das kümmert Sie einen Dreck!"

„Sie wissen, daß das streng verboten ist."

Die schwarze Besatzung hatte sich ängstlich in eine Ecke verkrochen.

„Machen Sie keine weiteren Ausflüchte!" Ebersstein gab den Matrosen einen Wink, die im Nu den Kapitän überwältigt und seiner Waffe beraubt hatten. Dann ging er auf die verrammelte Tür zu und öffnete sie. Acht Kanaken, nur mit einem Schurzfell bekleidet, stürzten heraus.

„Da haben wir die Fracht, na, Kapitän, wollen Sie jetzt noch leugnen?" Ein grimmiger Fluch war die einzige Entgegnung.

Mit aufgeregten Gebärden waren die Eingeborenen auf Ebersstein zugestürzt, in ihrem unverständlichen Idiom durcheinander schnatternd. Sie wiesen nach Norden, um anzudeuten, daß dort ihre Heimat sei. Dann zeigten sie auf Ebersstein und Ralph, und deuteten wieder nach Norden.

Der Detektiv betrachtete aufmerksam ihre Gebärden. „Es scheint mir fast," wandte er sich leise zu Ralph, „als wollten die Kanaken andeuten, daß in ihrer Heimat Weiße seien. Aber ich denke eher, er hat sie auf einer abgelegenen Insel oder aus dem Innern angeworben, natürlich mit List oder Gewalt. Es wird nichts übrig bleiben, als sich mit dem Kapitän zu einigen."

Mit Ralph zusammen ging er auf den von den Matrosen scharf Bewachten zu. „Wir machen Ihnen einen Vorschlag, Kapitän. Sie teilen uns mit, wo Sie die Kanaken angeworben haben, und wir sind dafür bereit, Ihnen zu helfen, Ihr Schiff wieder flott zu machen. Gehen Sie darauf nicht ein, so fahren wir ab, und überlassen Sie Ihrem Schicksal."

Der Kapitän warf einen Blick über die See. Er sah ein, daß er ohne fremde Hilfe von dem Korallenriff nicht loskommen könne.

„Einverstanden! Sie sehen von jeder Anzeige ab und machen mich wieder flott, dann können Sie meinetwegen mit den Schwarzen anfangen, was Sie wollen. Ich will keine Scherereien von der Sache haben!" setzte er drohend hinzu.

„Schön, Kapitän, ich sehe, wir verstehen uns. Also erzählen Sie, wer sind Sie, und wo haben Sie die Schwarzen gepullt?"

Man kennt mich in diesen Kolonien, oder habt Ihr noch nie von John Bartlett, dem Einarmigen, gehört? Den Arm habe ich bei einer Fischjagd verloren, Ihr wißt doch, mit der Patrone. Hielt in der einen Hand die angezündete Patrone, in der anderen die brennende Zigarre. Schmiß in der Aufregung die Zigarre weg, und die Patrone reißt mir den Arm ab. Habe Farmen auf einigen Inseln weiter südlich. Aber keine Arbeitskräfte. Die Schwarzen werden immer fauler, je näher sie den Segnungen der Kultur kommen. Was soll ich tun? Muß mir Arbeitskräfte holen, um meine Kopra zu sammeln und zu verfrachten. Dort oben, eine Tagesreise nach Norden, liegen Inseln, da gibt es Kanaken, die ihr Leben in Nichtstun hinbringen. Von dort stammen die." — Er wies mit der Hand auf die an Deck herumstehenden Schwarzen.

Ralph nahm das Wort: „Haben Sie vielleicht auf Ihren Fahrten den Dampfer „Berlin" getroffen, der auf einer Expedition in der Südsee fährt?

John Bartlett schüttelte den Kopf. „Hier herum fahren keine Schiffe, was sollen die hier? — Höchstens englische Spitzel!" Er sah die beiden Männer gehässig an.

Ralph seufzte. „Es ist wieder nichts, ein kleines romantisches Abenteuer ohne Folgen für uns."

„Was wird denn nun, Ralph, habt Ihr etwas erfahren?" rief Mary, der die Zeit lang wurde, aus der Pinasse herauf.

„Nichts von Bedeutung, Liebling, von der „Berlin" und Werkmeister keine Spur."

John Bartlett horchte auf. „Werkmeister?" wiederholte er. Er lachte in sich hinein.

Der helle Blick Eberssteins hatte sein Erstaunen aufgefangen. Er ließ sich gemütlich neben ihm nieder. „Mister Bartlett, was kostet es, wenn Sie uns erzählen, was Sie von Dr. Werkmeister wissen?"

„Nichts weiß ich, — woher auch?"

Ebersstein erhob sich nachlässig. „Na denn nicht, wußte nicht, daß es Ihnen so gleichgültig sei, tausend Dollar zu verdienen."

Er schritt über Deck, um in die Pinasse zurückzukehren. Die Hand des Einarmigen legte sich auf seine Schulter. „Tausend Dollars? Wann?"

„Sofort nach Ihrem Bericht!"

„Ehrenwort?"

„Ehrenwort!"

„Nun denn, auf der Insel, von der die Kanaken stammen, habe ich zwei Weiße getroffen, von denen sich einer als Dr. Werkmeister vorstellte. Sind wohl von den Wilden gefangen worden, als sie Schiffbruch erlitten hatten."

In Eberssteins Augen trat jubelnde Freude.

„Mr. Torstensen, hier tausend Dollar an den Mann, in zwölf Stunden sollen Sie Dr. Werkmeister gegenüberstehen!"

Kapitän Streck fuhr selbst zum Kutter hinüber, um den Schaden, den dieser erlitten hatte, zu besichtigen. Die Korallen hatten ein Loch in die Schiffswand gerissen. Da aber der Rumpf fast vollständig auf dem Korallenriff lag, konnte er vorläufig nicht sinken. Es galt, ihn abzuschleppen, und dann möglichst rasch zu dichten.

Die „Tarantella" kam vorsichtig näher, nachdem man vorher das Fahrwasser Meter für Meter mit dem Senkblei untersucht hatte. Eine starke Trosse verband die beiden Schiffe. Die „Tarantella" gab Volldampf und der Kutter schrammte ins Wasser. Das entstandene Loch wurde abgedichtet.

John Bartlett wurde aufgefordert, an Bord der „Tarantella" zu kommen, während der Steuermann den an der Trosse geschleppten Kutter kommandierte. Die Fahrt verzögerte sich dadurch bedeutend, aber es war notwendig, den Kapitän an Bord zu haben. Man konnte sonst die kleine Insel leicht verfehlen.

Ausführlich mußte Bartlett sein Zusammentreffen mit den Gelehrten schildern, das er allerdings in einem für ihn günstigeren Lichte erscheinen ließ, indem er behauptete, die Forscher hätten eine Mitnahme ihrerseits abgelehnt, und fühlten sich in ihrem Zusammenleben mit den Wilden wissenschaftlich außerordentlich gefördert.

Wenn die Berechnungen richtig waren, mußte die Insel nachts in Sicht kommen. Es war dann geraten, bis zum Tagesanbruch zu warten, ehe man näher heranlief.

Die Erregung an Bord stieg von Stunde zu Stunde. Es war immerhin möglich, daß man an der Insel vorbeifuhr, denn die nautischen Kenntnisse John Bartletts waren außerordentlich gering. Er selbst fuhr nur nach einem kleinen Kompaß, ohne jemals eine Lage genau zu peilen. Ihm war es egal, auf welcher Insel er landete. Wenn dieselbe nur Kanaken beherbergte, die er für seine Zwecke gebrauchen konnte.

Mary bezwang ihre Aufregung, so gut es ihr gelingen wollte, und zeigte eine heitere, zuversichtliche Miene, während Ralph unruhig durch das ganze Schiff wanderte.

Je näher die Entscheidung rückte, um so hoffnungsloser wurde er. Ja, es schien ihm in diesen Stunden ganz und gar lächerlich, um die halbe Welt einem Menschen nachzujagen, von dem man keineswegs wußte, ob er ihm helfen konnte.

Mary dagegen tat, als sei die Schlacht so gut wie gewonnen, aber auch ihr Herz schlug in quälender Ungewißheit.

Sie kreuzten nun schon stundenlang an der Stelle, wo — wie John Bartlett schwur — die Insel liegen mußte, ohne eine Spur von Land zu sehen.

Schon huschte der Morgen mit grauen Fingern über den Himmel, einen neuen Tag ankündend, da zeigte sich im Norden ein blasser Streifen.

„Die Insel, die Insel!" — tönte es von allen Seiten.

John Bartlett verlangte nun energisch auf seinen Kutter hinüber zu gehen. Und stieß, als ihm Streck dies vorläufig kurzerhand verweigerte, eine solche Menge von Flüchen aus, daß alles sich angewidert abwandte. Nur Streck ließ die Flut ruhig über sich ergehen.

Aber als der einarmige John eine Luftpause machen mußte, tat e r den Mund auf, und in allen Sprachen, die Erfahrungen eines vierzigjährigen Seemannslebens verwertend, fiel er über ihn mit einem solchen Schwall von Verwünschungen her, daß selbst John Bartlett, von dieser Suada erschüttert, ihm mit offenem Munde zuhörte.

„So!" schloß Benjamin Streck diesen Ausbruch, „und nun halt din Mul!"

Und der großmäulige John setzte sich tatsächlich still und bescheiden in eine Ecke, und schüttelte nur noch verdutzt den Kopf. Er hatte seinen Meister gefunden.

Die Insel kam näher und näher und das Freudengeheul der Kanaken, die ihre Heimat wiedersahen, bestätigte die Richtigkeit ihrer Fahrt.

Man ließ jetzt Bartlett auf sein Schiff zurückkehren, nahm die Wilden an Bord, und im Schein der aufgehenden Sonne hielt man auf die Insel zu, während der Kutter mit größtmöglicher Eile nach Süden strebte, um die Pflanzungen zu erreichen, auf denen der einarmige John sein grausames Regiment über die Schwarzen führte.

Seine Anwerbungsfahrten gab John Bartlett nach dieser mißglückten Expedition auf. Er hatte ein Haar in der Suppe gefunden.

Neunzehntes Kapitel.

In der qualmerfüllten Hütte lag der sterbende Lulai des Dorfes. Weiber saßen um ihn herum, faßten seine Hände und Füße an, um an ihrer langsamen Erkaltung festzustellen, wie lange noch die Auflösung auf sich warten ließe.

Geschlossenen Auges lag der alte Häuptling da.

Es war nicht eigentlich die Verwundung, die ihn zum Sterben brachte, es war die Todessehnsucht, die den Bewohnern dieser üppigen Inseln im Blute liegt. Sie haben keinen Mut zu leben, und sträuben sich nicht, die Grenze zu überschreiten.

Draußen trommelten die Karamuts, und übermittelten die Kunde, daß der Lulai im Sterben liege, und willig vernahm sein Ohr die Töne.

Werkmeister und Mechtle hatten sich vergeblich bemüht, zu dem Kranken zu gelangen. Kühle Gelassenheit oder drohende Bewegungen, wohin sie sich wandten. Es wäre für sie ein Leichtes gewesen, den Patienten zu retten, das Wundfieber herabzudrücken, und das zerschmetterte Bein zu amputieren.

„Es ist klar, lieber Mechtle, die Schwarzen halten uns in ihren verwirrten Begriffen an dem Unglück, das sie betroffen, für irgendwie mitschuldig."

Sie saßen wieder in ihrem Baumhaus, das ihnen sicherer als der Aufenthalt auf ebener Erde schien.

„Wenn der Häuptling stirbt, woran bei der sinngemäßen Behandlung, den Kanaken als Sterbenden zu behandeln, kaum ein Zweifel besteht, erscheint mir unsere Lage bedenklich. Wer weiß, was für Totenkult diese Kanaken haben."

Werkmeister wies auf eine Gruppe von Bäumen, die etwas abseits vom Dorfe lag. „Sehen Sie dort den Regenmacherhain, dort werden die Schädel der Verstorbenen in große Muscheln gelegt, deren Geister nun eine Vermittlerrolle spielen sollen. Oder sie versenken den Toten ins Meer, weil dem Verstorbenen ein Haifisch heilig war, und der Geist nun dessen Wohnung beziehen soll. Mystisches Gottsuchen überall!"

„Meinetwegen könne sie mit ihm mache, was sie wolle, wenn sie uns nur dabei in Friede lasse, aber ich glaube bestimmt, daß sie diese Gelegenheit, uns ihre kannibalische Seite zu zeigen, nicht vorübergehen lassen werden."

Unter dem Baumhaus gingen beständig bewaffnete Kanaken auf und ab. Niemand klomm mehr in die Höhe, um den Gefangenen Speise oder Trank zu bringen. Manchmal, wenn sie ihre Gesichter zeigten, um hinab zu spähen, hob sich drohend ein Speer.

Wie ein Ameisenhaufen wimmelten die Bewohner des Dorfes durcheinander. Sie schleppten Schweine, die Füße an Bambusstecken festgebunden, herbei, und ließen die grunzenden Tiere in der Mitte des Dorfes liegen. Andere färbten sich die Haare mit Korallenkalk weiß. Alles Vorkehrungen für das Totenfest, deren Hauptperson noch in seiner Hütte lag, und die Vorbereitungen hörte.

Werkmeister saß in einer Ecke der engen Hütte, durch deren Dach die Sonne stach.

(Fortsetzung folgt.)

Sein Frühlingsbote.

Skizze von Ernst Otto Neidhart.

Seit fünfundvierzig Jahren war Justus Jeremias Haberland viermal an jedem Tage denselben Weg von seiner Wohnung in das Geschäft und zurück gegangen. Denn schon so lange arbeitete er als Buchhalter bei J. J. Maier und Söhne.

Nur die Sonntage bildeten eine löbliche Ausnahme. An diesen ging er seinen bescheidenen Neigungen nach: Natur zu kneipen im Weichbilde seiner Vaterstadt.

War das Wetter schlecht, trieb er Musik. Ja, es lagen sogar heimliche Kompositionen in seinem Schreibtisch. Kompositionen, die das Licht der Sonne scheuten, denn Justus Jeremias Haberland war trotz seines hohen Alters noch immer scheu wie ein Reh.

An Regensonntagen also bildete das Piano in der guten Stube seiner Mutter seine einzige Freude. Er liebte den alten Klimperkasten. Wenn er auf ihm spielte, fuhren seine Finger zunächst streichelnd über die Tasten, so daß man den Ton schon immer voraus ahnte, ehe man ihn wirklich zu hören bekam.

Und so was war Buchhalter bei J. J. Maier und Söhne!

Freilich in seiner innersten Seele haßte Justus Jeremias Haberland die Zahlen, mit denen er sich nun seit fünfundvierzig Jahren zu plagen hatte. Aber je mehr er sie im Laufe seines Lebens zu hassen lernte, um so treulicher war er auf seinem Posten geblieben, denn dieser Posten nährte seinen Mann.

„Die Mutter ist das Unglück für den jungen Haberland", so hatten die Leute in der Stadt vor Jahr und Tag gesagt, und die Leute behielten recht.

Seine Mutter war sein Unglück.

Als Haberland senior starb, war Justuschen fünf Jahre alt. In einer Gasse der Altstadt hatte der seiner Frau und seinem Kinde ein Haus hinterlassen. Besser gesagt ein Häuschen, denn nach der Straße besaß es gerade zwei Fenster Front und lief nach hinten in einem spitzen Winkel zusammen. Diesen füllte die Küche aus.

Nach ihres Mannes Tode fing Frau Haberland im Unterstock einen Handel mit künstlichen Blumen an. Mit den Jahren ging aber das Geschäft mehr und mehr zurück, und als Justuschen ans Geldverdienen denken mußte, lohnte es sich nicht mehr, den Laden offen zu halten. Frau Haberland vermietete ihn an einen Metzger, der wenigstens alljährlich seine hundert Taler bezahlte. Und die hatte man sicher. Im übrigen war das Häuschen rasch eingeteilt. Das eine Zimmer des ersten Stocks und den Küchenwinkel bewohnte die Mutter, den zweiten Stock ihr Justuschen.

Damit war das Haus der Frau Haberland voll.

Ein Jahr nach des Vaters Tode kam Justus in die Schule. Das war ein schwerer Entschluß für die Mutter. Bei der Wahl der Erziehungsanstalt leitete diese Frau nur ein Grundsatz, nämlich der: „Justuschen muß möglichst in meiner Nähe sein." So wählte sie die in der nächsten Hauptstraße gelegene Volksschule, und als der Kleine nach drei Jahren bat und bettelte, sie solle ihn doch jetzt auf das Gymnasium schicken, da flehte die Mutter unter Tränen: Es sei ihr Tod, wenn Justuschen jeden Tag durch die halbe Stadt in die Schule laufen müsse, und Justus verzichtete auf seine Bildung und blieb, wo er gewesen, damit sich die Mutter über den Schulweg nicht zu ängstigen brauche. Das war das erste große Leid, das die Frau ihm angetan hatte.

Nach der Konfirmation regte sich noch einmal der Tatendrang in Justuschens Seele. Als Knabe hatte er bei einem alten Bekannten des Herrn Haberland senior Violinstunden gehabt. Nun wollte er sich ausbilden und Mitglied des Theaterorchesters werden. Als er aber der Mutter von seinem Plane sprach, bekam sie Weinkrämpfe. Stöhnend und schluchzend stellte sie ihm vor, das Theater sei der Anfang allen Übels, die Oper ein wahrer Sündenpfuhl der Hölle, so daß Justuschen schließlich selber weinte und ob seiner ketzerischen Ideen die Mutter um Verzeihung bat. Am folgenden Morgen stand er im Direktionszimmer der Firma J. J. Maier und Söhne.

Und nur noch einmal während seiner Lehrzeit teilte sich die verschlossene Seele einem Freunde mit. Zwei Jahre, nachdem er bei J. J. Maier und Söhne eingetreten war, kam in das Haus von Justuschens Chef der Sohn des Kapellmeisters als jüngster Lehrling. Diesem sprach er von seinen Kompositionen. Ja, er ging sogar so weit, ihm einige der Blätter anzuvertrauen. Der Bescheid des Operndirigenten lautete wenig tröstlich: Er sollte etwas lernen, ihm fehlten die elementaren Kenntnisse, und sein Talent könne sich vielleicht entwickeln.

An diesem Tage schlich Justus Jeremias Haberland wie ein begossener Pudel nach Hause. Er verschloß die Blätter, die ihm der Freund zurückgegeben, in der hintersten Ecke seiner Kommode. Hier begrub er seine letzte Hoffnung.

Ans Heiraten dachte Justus Jeremias Haberland nie in seinem Leben. Wozu denn auch? Er hatte ja die Mutter!

Immer stiller, immer in sich gekehrter und schließlich immer langsamer ging Justus Jeremias Haberland jeden Tag viermal seinen Weg. Die langen blonden Haare wurden von Winter zu Winter lichter. Heute erglänzten sie weiß wie frisch gefallener Schnee. Er war ein Greis.

Auf dem Wege, den er wie seine Hosentasche kannte, hatte Justus einen freien Platz zu überschreiten, der zu beiden Seiten mit Lindenbäumen bepflanzt war. Die Linden wachsen langsam, aber in fünfundvierzig Jahren wachsen die Linden doch. Das merkte Justus Jeremias Haberland wohl. Denn diese Bäume waren seine Freunde. Und besonders einen hatte er tief in sein Herz geschlossen, weil er ihn seinen Frühlingsboten nannte.

Nun! An einem Morgen in den letzten Wochen, als Justus Jeremias Haberland nach seinem Geschäft ging, bemerkte er ein beunruhigendes Treiben auf dem Platze. Auf dem Rückweg um die Mittagszeit wurde ihm alles klar.

Die Holzfäller waren an seinem Frühlingsboten.

Ein rauher Nordost strich über den Platz, wo der Alte in sein dünnes Überzieherchen gehüllt Aufstellung genommen hatte. „Was tut ihr denn hier?" fragte er.

„Die Bäume müssen fort, es soll eine neumodische Anlage gemacht werden."

„Auch d e r da?"

„Jawohl!"

Da vergaß Justus das Mittagessen und die alte Mutter und den rauhen Nordost und sein dünnes Überzieherchen. Fliegenden Atems sah er, wie sie seinen Frühlingsboten fällten, und als der stolze Baum, der in fünfundvierzig langen Jahren sein Frühlingsbote war, das hohe Haupt in den Straßenkot des Platzes senkte, da rannte der Alte davon in wildem und unbeschreiblichem Weh', als trüge er die Todeswunde in seinem eigenen Herzen.

Von diesem Tage an ging Justus Jeremias Haberland seinen Weg nicht mehr. Ein Grippeanfall bereitete seinem Leben ein jähes Ende, und so wurde er noch vor der Mutter zur letzten Ruhe gefahren.

Die Gran Chaco-Erforschungsgesellschaft auf Aktien.

Eine Phantasie von Otto König.

Der Draht trug die Nachricht um die ganze Erde: Irgendwo im Gran Chaco waren wieder einmal die bolivianischen Posten mit paraguayischen Patrouillen zusammengestoßen, die Kugeln hatten hüben und drüben gepfiffen und eine Reihe von Löchern in die flimmernde Tropenluft geschossen. Krieg im Gran Chaco!

Da gerade eine Dampferladung Gewehre für die bolivianische Armee bei Kap Horn untergegangen und in der paraguayischen Kavallerie die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen war, so befahlen die beiden Regierungen die Einstellung der Knallerei.

Immerhin hatte der Lärm im Gran Chaco genügt, um die Aufmerksamkeit der Welt auf dieses Stück finstersten Südamerikas zu lenken. So las auch ein Herr Brown, ein amerikanischer Geldmann, vom Konflikt: „Großartig!" Ein glänzender Gedanke ging ihm durch den Kopf. Hier war nach einigen verfehlten Spekulationen endlich einmal Gelegenheit, sich finanziell wieder zu erholen.

Kurz entschlossen setzte er sich an den Fernsprecher und ließ sich dringend mit einem berühmten Geographen von der Delmont-Universität verbinden: „Hie Brown. Haben Sie Lust, wissenschaftlicher Leiter einer großen Expedition nach dem Gran Chaco zu werden? Mittel sind genügend vorhanden. Ja? Dann treffen Sie alle Vorbereitungen, und wählen Sie zehn Fachleute als wissenschaftliche Mitarbeiter. In vierzehn Tagen gehen Sie in See."

Dann rief er bei der United East Preß an: „Wollen Sie das Nachrichtenmonopol für die in zwei Wochen abgehende Brown-Gran-Chaco-Expedition erwerben?" Er mußte zwar eine Viertelstunde lang Auskünfte und Erklärungen geben, doch dann war der Vertrag in großen Umzügen festgelegt: Die Expedition würde ihre Nachrichten nur der United East Preß übermitteln und dafür drei Millionen Dollar erhalten.

Herr Brown galt viel in Finanzkreisen. Deshalb bereitete ihm die Gründung der Gran Chaco-Forschungsgesellschaft keine Schwierigkeiten. Innerhalb vierzehn Tagen waren die Aktien an der Börse untergebracht, die nötigen Papiere von der bolivianischen Gesandtschaft besorgt und alle Vorbereitungen getroffen.

Die Paraval-Gesellschaft hatte inzwischen noch das Verfilmungsrecht für zwei Millionen erworben, und ein Verleger war bereit, mindestens eine Million Exemplare des vom Expeditionsleiter zu schreibenden Buches zu drucken. Die finanzielle Seite des Unternehmens war somit gesichert. Mit Herrn Griffins, dem Sekretär des Präsidenten Brown, als Generalmanager, elf Gelehrten, sechzig Funkern, Flugzeugführern, Schreibmaschinendamen, Köchen und Handwerkern an Bord, dazu mit zehn Großflugzeugen, zwanzig Kraftwagen, Raupenschleppern und Traktoren, Maschinenteilen für Kraftanlagen und Bergen von konservierten Lebensmitteln beladen, dampfte der „Gran Chaco" nach Antofagasta.

In Potosi wurde das vorläufige Hauptquartier aufgeschlagen. Der Manager sorgte für ausreichende Belieferung der United East Preß und der Paraval-Gesellschaft mit haarsträubenden Berichten und Filmen von den Schwierigkeitun der Eisenbahnfahrt durch die Anden. Nur die elf etwas altmodischen Gelehrten benutzten die Wartezeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, die Herrn Griffins, den Manager, nur sehr wenig interessierten.

Nach vier Wochen war Browntown, das Lager im Urwald, erbaut, und die ganze Expedition samt Schreib-

maschinendamen flog in die schreckliche Wildnis. Und nun prasselte ein Sturzbach von Meldungen über die Leser der United East Preß-Blätter herein. Bartinoiaaer, weiße Indianer, blaue Indianer, assyrische und phönizische Reliquien, neue Beweise einstiger Landverbindungen zwischen der Alten und der Neuen Welt wurden entdeckt. Jeder Tag brachte der Gesellschaft neue Gefahren und erstaunliche Abenteuer. Ölfunde wurden gemacht, Silber- und Goldvorkommen festgestellt, und die Außenwelt war so sehr von den Erfolgen der kühnen Forscher überzeugt, daß die Aktien in Newyork gewaltig kletterten.

Inzwischen saßen die sechzig Manager, Filmtechniker, Funker, Mechaniker, Schreibmaschinendamen und Handwerker recht gemütlich in ihren sauberen Baracken, schliefen in guten Betten, wurden hervorragend verpflegt, tanzten abends zum Klang amerikanischer Rundfunkmusik und legten sich bei Magenverstimmungen ein elektrisches Heizkissen auf den Bauch.

Nur die elf Wissenschaftler arbeiteten, wie es Gelehrte auf Forschungsreisen gewohnt sind.

Doch mit der Zeit wurden die Entdeckungen der Expedition den Leuten von der United East Preß nicht mehr sensationell genug. Griffins bekam deshalb eines Tages einen drahtlosen Anpfiff. Sehr verstimmt ließ er den berühmten Geographen zu sich bitten: „Professor, man ist unzufrieden mit uns, und ich bin es mit Ihnen. Sie haben mir seit einer Woche keine große Entdeckung mehr gemeldet." — „Erlauben Sie", wehrte sich der Gelehrte, „ich habe erst gestern die Festlegung des Verlaufes des unteren Rio Pilcomino beendet, Kollege Myers konnte zwölf neue Käferarten wissenschaftlich beschreiben, Kol..." — „Ach, das interessiert ja keinen Menschen. Wir müssen fünf Meter hohe, ganze Kälber fressende Orchideen finden oder von der Entdeckung eines sonst ausgestorbenen Urtieres, von der Auffindung riesenhafter Dinosauriereier à la Wüste Gobi berichten können." — „Dazu fehlen alle natürlichen Vorbedingungen, das ist uns unmöglich!" — „Na, wenn Sie das nicht können, was soll dann Ihre ganze Arbeit hier?" — „Das habe ich mich auch schon gefragt, und meine Kollegen sind der gleichen Meinung. Wir werden heute noch dieses Zerrbild einer Expedition verlassen." — „Verlassen? Ha, ha! Wir haben in unseren Flugzeugen keinen Platz für Sie." — „Das kann uns nicht aufhalten. Wir werden wie Dutzende ernsthafter Forscher vor uns die Wildnis zu Fuß oder im Kanoe zu durchqueren wissen."

Die Abreise der Gelehrten tat der Expedition keinen Abbruch, denn sie bekam bald weit besseren Ersatz in einem großen Raubtierjäger, dem täglich die haarsträubendsten Abenteuer begegneten.

Nach einem Jahr kehrte die Expedition ruhmbeladen zurück, und jedes ihrer weiblichen Mitglieder wurde zum Filmstar. Aus den Schaufenstern aller Buchhandlungen schrie das Buch des berühmten Forschers Griffins „Ein Jahr des Schreckens im Urwald des Gran Chaco", und Herr Brown wandte sich händereibend anderen Geschäften zu.



Bunte Chronik



* **Aegyptische und phönizische Altertümer in Südafrika.** In der englischen Kolonie Südrhodesien liegt die Ruinenstadt Simbabwe. Über ihren Ursprung bestehen verschiedene Mutmaßungen. So wird von einigen Forschern angenommen, daß Simbabwe vor ungefähr 400 Jahren von Bantunegern erbaut wurde. Funde, die kürzlich in den Ruinen gemacht werden konnten, sprechen gegen diese Ansicht und scheinen das von anderer Seite angenommene weit höhere Alter der Stadt zu bestätigen. So wurde unter anderem eine Steintafel mit Hieroglyphen entdeckt, die dem ägyptischen Gott des Todes, Osiris, gewidmet sind. Die Tafel trägt außerdem das Siegel Thutmosis III., der um 1450 vor Christo herrschte. Außerdem wurden in Speckstein geschnittene Statuetten gefunden, die anscheinend der phönizischen Astarte geheiligte Vögel darstellen. In diesem Zusammenhang muß es aber merkwürdig erscheinen, daß sämtliche Ruinen von Simbabwe im Gegensatz zu altägyptischer und phönizischer Bauweise nur runde Formen zeigen. Außerdem liegen keine Anhalte dafür vor, daß die Häuser von Simbabwe überdacht gewesen sind. Die Verwendung irgendwelcher, gerade von den Aegyptern mit Vorliebe benutzter Bindemittel wie Mörtel konnte nur bei Steinfußböden und bei Treppenstufen festgestellt werden. Die Vermutung liegt deshalb nahe, daß es sich bei den Ruinen von Simbabwe um eine Negeransiedelung handelt, die schon in altägyptischen Zeiten bestand und von den Kulturvölkern des östlichen Mittelmeeres besucht wurde.

* **25000 Jahre alte Flöten.** Bei Ausgrabungen in den Ostkarawanken fand man Unterkieferknochen des Höhlenbären, die kleine eingebohrte Löcher aufwiesen. Diese sind so verteilt, daß man sie ohne den geringsten Zweifel als eine Art Flöten ansehen muß. Die Knochen stammen aus der Eiszeit, besitzen also das ehrwürdige Alter von 25 000 Jahren. Es war also schon den Eiszeitmenschen die Möglichkeit gegeben, sich gegenseitig die Flötentöne beizubringen.

* **Nachlaß und Riesenversicherung des Warenhauskönigs.** Der Nachlaß des jüngstverstorbenen amerikanischen Warenhauskönigs Rodman Wanamaker beläuft sich, wie jetzt feststeht, an beweglichen Werten auf etwa 230 Millionen Mark; dazu kommen noch die Anteile an den Warenhäusern, die etwa 190 Millionen Mark betragen, und die unbeweglichen Güter, die mit etwa 120 Millionen Mark zu bewerten sind. Das Vermögen, das insgesamt also ungefähr 540 Millionen Mark ausmacht, geht zum größten Teil in den Besitz von Wanamakers Kindern über. Wanamaker dürfte auch der höchstversicherte Mann der Welt gewesen sein; er hatte eine Lebensversicherung von 24 Millionen Mark abgeschlossen.

* **Wie stark ist ein Affe?** In Newyork haben Autoritäten des Zoologischen Gartens eine Untersuchung über die Kraft der Affen angestellt, deren Ergebnis geradezu erstaunlich war. Sie behaupten, festgestellt zu haben, daß ein Affe von normaler Größe beinah viermal so viel ziehen kann wie ein Mensch von derselben Schwere. Die Versuche wurden unter Zuhilfenahme eines Dynamometers gemacht. Der Affe wurde mittels eines Taues mit der Maschine verbunden, und dann veranlaßt, mit aller Kraft zu ziehen. Professor Arthur Brisbane hat sich dann die Frage gestellt, was der Gorilla mit seiner kolossalen Körperkraft wohl erreichen werde, und er kam zu dem Schluß, daß dieses Tier zu gleicher Zeit 100 Dempseys (der Weltchampion der Boxer) niederstrecken könnte.

* **Wie die Türken die Volksgesundheit fördern.** Die Türken rechnen wir im allgemeinen nicht zu den Völkern, die für die Fortschritte der Medizin besondere Bedeutung haben. Und doch verdanken wir ihnen die ersten Fingerzeige für eine ausgiebige Bekämpfung einer der schlimmsten Volksseuchen, welche die Menschen befallen haben: der Pocken. In der Türkei rückte man den Pocken schon sehr frühzeitig durch Impfung zuleibe. Die Frau des englischen Gesandten in Konstantinopel, Montague, brachte die Kenntnis dieser Bekämpfungsform, also der Impfung mit Menschenpocken, schon 1721 nach Europa. Nur durch diesen Vorgang war es dann später Jenner möglich, die Kuhpockenimpfung zu entdecken und einzuführen, die uns im Kampf gegen die schwere ansteckende Krankheit heute noch so ausgezeichnete Dienste leistet. Kemal Pascha hat die alte Überlieferung der Türken im Kampf gegen die Pocken mit der ihm eigenen lebendigen Tatkraft weitergeführt. Auch in der Türkei gibt es heute die Impfung im frühen Kindesalter und ihre Wiederholung in späteren Jahren. Alle türkischen Soldaten werden dann einer dritten Impfung unterzogen. Jeder Bürger, der sein Wahlrecht oder ähnliche öffentliche Rechte ausüben will, muß ebenfalls seinen Impfschein über die dritte Impfung beibringen. Die Blattern sind deshalb in der Türkei auch nahezu unbekannt. Sie gehört zu den Staaten, die Sieger über diese Seuche geblieben sind.

* **Die zierliche Aufforderung.** Im 17. Jahrhundert stand das Phrasentum in höchster Blüte und es galt als Gipfel der Bildung, statt sich im Sprechen einfach und klar auszudrücken, mit großem Wortgeklingel die gekünsteltsten Umschreibungen zu gebrauchen. Ein hessischer Prokurator, der sich solch einer zierlichen Redeweise besonders befleißigte, wollte seiner Frau eines Abends sagen, daß die Uhr neun geschlagen hätte und sie ins Bett gehen sollte. Er drückte sich aber in folgender Weise aus: „Du Hälfte meiner Seele, du mein ander Ich, meine Gehilfin, meine Augenlust: das gegossene Erz hat den neunten Ton von sich gegeben, erhebe dich auf die Säulen deines Körpers und verfüge dich in das mit Federn gefüllt Gehäuse."

Lustige Rundschau



* **Das neue Mädchen.** Die Gnädige hat ein neues Mädchen engagiert. Eine vom Lande. „Sie ist heute früh mit dem Zug angekommen," erklärt sie ihrem Manne. — „Hoffentlich bleibt sie länger als die letzte", meint der Gatte. — „Da kannst du unbesorgt sein. Die bleibt länger. Vor morgen abend fährt kein Zug mehr zurück."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.